

Klaus Müller

Neue Medien und die Sprache der Verkündigung

◆ Welche Gründe hat „die Not der durchschnittlichen Predigt“? Welche werden durch die kulturprägenden Neuen Medien mitbestimmt? Der Autor verweist auf brisante Interferenzen, Spannungen bis hin zu Unverträglichkeiten, zu denen es zwischen beiden kommen kann. Verkündigung steht heute unter veränderten Rahmenbedingungen, für die Klaus Müller nicht nur sensibilisiert, sondern auch konkrete Vorschläge für die Sprache der Verkündigung bringt. (Redaktion)

1 Predigtnot

Wer sich dem Thema „Sprache und Verkündigung“ nähert, gerät schnell in Versuchung, einem Theorem des neben Ludwig Wittgenstein größten Sprachphilosophen deutscher Zunge aus dem 20. Jahrhundert zu verfallen: Karl Valentins unsterblichem Diktum, dass früher sogar die Zukunft besser gewesen sei.

Bei einer anderen, einer zeitgenössischen Stimme, tritt an die Stelle solcher Ironie blanker Sarkasmus: In seinem Buch mit dem Titel *Vom Aufenthalt*, einer Besprechung der Scherben des Weltgebäudes, über die wir hinweg trampeln, wie es im Klappentext heißt, – in diesem Buch macht Botho Strauß eine aufwühlende Bemerkung über die christliche Predigt:

„Das Grauen Gott. Schon Kierkegaard spottete der Pastoren, die Gott in Süßigkeit und Mondschein tauchen. (Heute würde

man sagen: Eine protestantische Predigt, das ist in den meisten Fällen, als spräche ein Materialprüfer vom TÜV über den Heiligen Gral).“¹

Wobei vor einiger Zeit ein Kurienbischof in Rom ganz Ähnliches über die eigene katholische Predigtkultur bzw. -unkultur sagte.² Und dann zitiert Strauß den Philosophen Søren Kierkegaard mit dem Diktum, dass Gott, der geliebt werden wolle, mit Hilfe von Unruhe nach dem Menschen jage.³

Vielleicht rührt die Not der durchschnittlichen Predigt daher, dass von eben dieser Unruhe in ihren Worten nichts mehr zittert. Das mag eine Vielzahl von Gründen haben. Drei scheinen mir besonders auf der Hand zu liegen – und zudem von der unsere spätmoderne Kultur formatierenden Durchherrschaft seitens der Neuen Medien exponentiell gesteigert zu werden:

¹ Botho Strauß, *Vom Aufenthalt*, München 2009, 105.

² Vgl. Nick Squires, Catholic priests urged to liven up sermons, in: The Telegraph vom 06.11.2011. (<http://www.telegraph.co.uk/news/religion/8872795/Catholic-priests-urged-to-liven-up-sermons.html> [Letzter Aufruf: 01.12.2013]).

³ Vgl. Botho Strauß, *Vom Aufenthalt* (s. Anm. 1). 105.

2 Vergleichsgültigung

Der erste Grund hat zu tun mit dem, was gemeinhin und meist sehr oberflächlich „Postmoderne“ heißt. Dieser Denkstil, der philosophisch seine Zukunft auch schon hinter sich hat (und wohl nur eine kulturelle Parenthese war), aber sich im populären Feuilleton nach wie vor eines recht fidelen Nachlebens erfreut, pflegt einen programmatischen Pluralismus von Sprachen, Formen, Auffassungen in Bezug auf ein und denselben Gegenstand: Statt der *einen* Wahrheit *die* Wahrheiten, statt der *einen* großen Erzählung *die* vielen Geschichten, seien sie so heterogen, wie sie wollen, denn: „Es lebe der Vielfalt.“⁴ Wenn in diesem Sinn gleich-gültig ist, wie ich etwas auffasse oder ausdrücke, setzt das voraus, dass ich darauf verzichte, es letztlich sogar ausschließe, dass sich etwas so und nicht anders verhält, dass ich es darum so und nicht anders auffassen oder ausdrücken muss. Das heißt: Ich bestreite, dass etwas einen Sinn hat, in Bezug auf den es dann auch sinnvoll ist, nach „wahr“ oder „falsch“ zu fragen. Sinn aber wird bewahrt und vermittelt in Sprache – der griechische Begriff „logos“ bekundet das trefflich kraft seiner Übersetzbarkeit durch „Wort“ und „Sinn“. Beruht das grundstürzende, manchmal denunzierende Votum der Postmoderne gegen den Sinn weder auf schlichter Willkür noch auf Denkverweigerung, so könnte es sich allenfalls auf den Nachweis stützen, dass auch noch so umfängliche, ja gigantische Arbeit an der Sprache Sinn nicht wirklich erschlossen hat – folglich Sinn auch nicht mehr ge-

sucht werden kann. Dass es solche Arbeit an der Sprache tatsächlich gab und auch dieses enttäuschende Resultat, daran hat die Postmoderne m. E. ihre entscheidende Auftrittsbedingung. Eine aufregende Anschlussfrage wäre, ob und inwiefern dieser Denkstil nicht zuletzt von der christlichen Hermeneutik des mehrfachen Schriftsinnes vorbereitet wurde und heute unter dem Signet der Virtualität im Sinn eines endlosen Spiels mit Bedeutungen einen kulturellen Siegeszug feiert.⁵

Ohne Übertreibung kann man unsere Epoche die Epoche der Sprache nennen. Noch niemals zuvor in der Geschichte der Menschheit wurde so viel über Sprache geforscht. Je tiefer man in die Strukturen der Sprache eindrang, so hoffte man, desto genauer ließen sich Sinn und Wahrheit erschließen. Doch diese Hoffnung trog. Am Ende scheinen Zeichen nur noch endlos auf andere Zeichen zu verweisen. Und statt etwas immer besser zu verstehen, begnügt man sich damit, es immer nur anders zu verstehen. Sprache wird nicht mehr zuge-
traut, ein geordnetes Universum von Sinn oder gar Sinn überhaupt zu vermitteln. Darum wird dieser – wenn schon – in Bildern und in der Musik gesucht. Der scharfsinnige italienische Soziologe Francesco Alberoni meinte schon früh, vor allem die Rockkonzerte mit ihren außerordentlichen Szenographien, mit künstlichem Nebel, Lichteffekten, Tausenden von Personen in Trance seien die großen religiösen Zeremonien unserer Zeit. Die elektronisch gesteuerten Bilder, die stark auf Wiederholung, also Einhämmern angelegten Rhythmen machen zugänglich, woran die

⁴ Odo Marquard, Lob des Polytheismus. Über Monomythie und Polymythie, in: *ders.*, Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien, Stuttgart 1981, 91–116, hier 110.

⁵ Vgl. dazu Gianni Vattimo, Jenseits des Christentums. Gibt es eine Welt ohne Gott?, München 2002, hier bes. 40–97.

Vernunft, der Logos nicht rühren könne. Madonna, Michael Jackson, Lucio Dalla etc. wären die Schamanen-Priester einer vitalistischen Religion der Natur und des Menschen, in der sich das Hässliche als schön, das Blasphemische als göttlich manifestiere.⁶ Dafür spricht Einiges.

3 Kommunikationsinflation

Ein Zweites kommt hinzu. Unsere Epoche ist die Epoche der Sprache nicht nur, was die Intensität der Beschäftigung mit ihr betrifft. Sie muss als Epoche der Sprache auch gelten im Blick auf die Extensität ihres Gebrauchs. Niemals in der Geschichte zuvor wurde so viel geschrieben, publiziert, geredet, gesendet, kommuniziert. Schon längst leben wir im „world-village“: So wie in einem kleinen Dorf jeder jeden kennt und ohne allzu große Verzögerung jeder über jeden alles erfährt, so sind wir heute weltweit und gelegentlich darüber hinaus informationstechnisch verknüpft. Sekundenschnell partizipieren wir an jedem beliebigen Ort der Welt an Glück und Not anderer. Twitter und Facebook sei Dank. Damit sind gewiss Vorteile verbunden, Nachteile freilich mindestens gleichermaßen.

Ich lasse hier die ganze (an sich äußerst brisante) Debatte um das Verschwin-

den der Privatsphäre beiseite, um mich auf das zu konzentrieren, was man die Metaphysik der Telematik nennen könnte. Der Internetforscher Geert Lovink spricht mit Blick auf die boomende Blogger-Kultur von „digitalem Nihilismus“⁷, weil die allermeisten Blogs, also Web-Tagebücher, nichts anderes als Selbstdarstellungen oder Ausdruck von Selbstdarstellungszwang sind, die gar nicht gelesen werden, sodass – mit Ausnahme weniger Spitzenblogger – „[j]eder [...] seine eigene Nische“⁸ ist, also das genaue Gegenteil von Kommunikation eintritt. Einer dieser Spitzenblogger, mit Namen Spokker Jones, schrieb neulich:

„In vierzig Jahren wird das Internet unter einer gigantischen Implosion der Dummheit kollabieren. Dann möchte ich sagen können: Ich war dabei.“⁹

Schon früh sah sich selbst der Medien-Papst Marshall McLuhan in der Bewertung der neuen Medienwirklichkeit hin und her gerissen, weil er zum einen in der pfingstlichen Interpretationsperspektive eine medial vermittelte epochale Neugestalt des mystischen Leibes Christi oder – anderes Bild – das „Neue Jerusalem“ emporsteigen sah,¹⁰ andererseits das trügerische Double des wiederkommenden Christus, das im Neuen Testament die Namen „Fürst dieser Welt“ und „Antichrist“ trägt.¹¹ Heutige Internet-Pioniere wie Nicholas Carr

⁶ Vgl. *Francesco Alberoni*, C' è una nuova religione e avanza a suon di rock, in: *Corriere della sera* vom 27.07.1992, 1.

⁷ *Geert Lovink*, Ich blogge, also bin ich, in: *Die Zeit*, Nr. 52, vom 19.12.2007, 55. Dazu auch *ders.*, *Zero Comments*. Elemente einer kritischen Internetkultur, Bielefeld 2007.

⁸ *Thomas Groß*, Per Anhalter durchs Pluriversum, in: *Die Zeit*, Nr. 38, vom 14.09.2006, 49–50, hier 50.

⁹ Zit. nach *Geert Lovink*, Ich blogge, also bin ich (s. Anm. 7), 55.

¹⁰ So in einem Playboy-Interview von 1969. Vgl. *Erik Davis*, *Techgnosis. Myth, Magic + Mysticism in the Age of Information*, New York 1998, 254–255.

¹¹ So in einem Brief an den thomistischen Philosophen Jacques Maritain. Vgl. *Matie Molinaro / Corinne McLuhan / William Toye* (Hg.), *Letters of Marshall McLuhan*, Toronto–Oxford–New York 1987, 370.

oder Jaron Lanier verschärfen diese Ambivalenz zu einer radikalen Kritik der sogenannten „Schwarm-Intelligenz“ – das ist nichts anderes als eine säkulare Chiffre für das digitale Pflingsterlebnis. Sie besteht in dem, was angeblich herauskommt, wenn ganz viele etwa zu einem Thema im Netz einen Beitrag leisten. Für die Kritiker freilich handelt es sich lediglich um die Ermittlung von Meinungsdurchschnitten, eine Mainstream-Kultur, in der das Kollektiv alles, der Einzelne nichts bedeutet und Wissen wie Wahrheit zu Illusionen herabsinken, von denen wir vergessen haben, dass es welche sind – um auf eine Formulierung Nietzsches anzuspitzen. Carr wörtlich:

„Die ekstatischen Visionen des Web 2.0 setzen die Hegemonie des Amateurs voraus. Ich meinerseits kann mir nichts vorstellen, das furchterregender wäre.“¹²

Botho Strauß stützt diese kritische Sicht: Das „Netz“ fungiert für ihn als Schlüssel und Gefängnis zugleich. Es erschließt uns ganze Informationsgebirge, aber zugleich muss uns diese – in gewissem Sinn einer Paranoia ähnliche – Vernetzung von allem mit allem schwindelig machen, weil wir gar nicht mehr wissen, wo in dem ganzen Gebilde, das kein Zentrum und kein Ziel hat, wir eigentlich stecken, was wir durch unser Eingreifen und Mittun an Konstruktivem oder Destruktivem veranlassen.

„Hier scheint jeder Unterschied zwischen innen und außen, zwischen Denken und Hirn, Militäroperation und dem Informationssystem der Ameisen, zwischen passiv und aktiv dahinzuschwinden.“¹³

Wir könnten, schlägt Strauß vor, unseren lebensweltlichen Ort „Arachnotopie“¹⁴ nennen – vom griechischen Wort „arachne“, zu Deutsch: Spinne; sie könnte als „Wappentier unseres Gegenwartsbewusstseins“¹⁵ fungieren. Aber da niemand mehr außerhalb des Netzes denkt oder lebt, bleibt dahingestellt, wer Spinne ist und wer Fliege – vermutlich gilt auch hier das Gesetz der Metamorphose.

Wenn wahr ist, wovon die Netzwelt-Vordenker wie Steven Levy, George Dyson, Kevin Kelly und der schon erwähnte Jaron Lanier unisono überzeugt sind – dass es sich bei der Cyber-Kultur um nichts anderes als eine „neue Religion“¹⁶ handelt, noch dazu eine, die mit ausgesprochen starken Machtfaktoren einhergeht –, wenn das wahr ist, dann steht der Gegenwartsphilosophie eine ordentliche Portion neuer Religionskritik ins Haus.

4 Iconic Turn

Und das Dritte: Zur Entlastung von der Informationsüberflutung werden massenmedial Sprachzeichen durch Bilder ersetzt werden. Das muss für die Verkündigungsarbeit gleich doppelt als Hypothek zu Buche schlagen: Sprachvermögen wird zurückgeschnitten; das seelische Bildrepertoire, aus dem sich jedes Wort religiöser Sprache speisen muss, weil sich – verkürzt gesagt – von Geistigem, Unsichtbarem nur sprechen lässt, indem Sprache selbst bildhaft wird – Stichwort Analogie! –,

¹² Zit. nach Alex Rühle, Ritter der Schwafelrunde, in: Süddeutsche Zeitung, Nr. 28, vom 03.02.2006, 13.

¹³ Botho Strauß, Die Unbeholfenen. Bewusstseinsnovelle, München 2007, 71.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Gespräch mit Jaron Lanier, „Eine grausame Welt“, in: Der Spiegel 46/2006.

dieses Bildreservoir wird manipuliert, langfristig ganz zerstört. Und nota bene: Reduktion von Sprachkraft und Destruktion der inneren Bilder betrifft beide Seiten: die Hörenden und die Predigenden.

Bild statt Sprache war die erste Konsequenz, welche die Informationsindustrien ziehen, um uns trotz Datenüberflutung bei der Stange zu halten. Freilich gibt es einen gewissen Bestand von Informationen, die sich nur sehr umständlich, unzureichend oder sogar gar nicht in Bilder umsetzen lassen. Was aus diesen Gründen notgedrungen sprachlich bleiben muss, wird dann wenigstens sprachlich handsam gemacht. Inhalte treten zurück, bis dahin, dass sie überflüssig sind. Die Info muss lediglich konsumierbar sein. – Wie Fast Food.

Wenn Menschen tagein tagaus so reden hören – und viele hören fast nur so reden –, bleibt das nicht weniger folgenreich wie die Ersetzung von Sprache durch Bilder. Antworten beschränken sich auf diffus artikulierte Werturteile, die nicht weiter begründungsfähig sind. Das Gefühl für Zusammenhänge, für Tonfall, Nuance, Anspielung schwindet, auch das für Mehrdeutigkeit, die den Raum auf tut, in dem allein der Großteil persönlicher, zumal das Intime tangierender Mitteilungen untergebracht werden kann. Zur Grundüberzeugung der meisten Medien-Worker gehört, dass sich gegen die Halden öffentlichen Sprachmülls Einprägsames nur noch in Gestalt von Gag und Schock übermitteln lässt – Artikulationsformen, die davon leben, dass sie sich jedweder Rücksicht begeben.

5 Eigenbotschaft der Medien

Damit ich nicht falsch verstanden werde: Kulturpessimismus und Moderne-Skepsis in der Spur eines Ludwig Klages oder Mar-

tin Heidegger liegen mir fern. Ich halte es im Gegenteil für überfällig, auch das Phänomen der Technik einer ausdrücklichen Technotheologie zu würdigen. Das Kombinat der sogenannten Telematik, also der Verschmelzung klassischer Informationskanäle mit der digitalen Technik und ihrer Ermöglichung interaktiver Kommunikation, lädt dazu regelrecht ein. Denn zum einen gehört Kommunikation vor allem in Gestalt der Verkündigung zum Kerngeschäft der theologischen Praxis. Zum anderen aber führt das Phänomen der Neuen Medien auch als solches eine ganz eigenartige religiöse Aura mit sich. Zwischen beiden Seiten kann es zu brennenden Interferenzen kommen, auch zu Spannungen, bis hin zur Unverträglichkeit: dass sozusagen die Eigenbotschaft, die das Medium immer auch schon allein kraft seiner eigenen Struktur und seines Rhythmus sendet, den transportierten Inhalt regelrecht dementiert. Auf solche Hintergrundprozesse möchte ich die Aufmerksamkeit lenken im Sinne einer Sensibilisierung für das Neue an den Rahmenbedingungen der Verkündigung auf dem Areopag der Neuen Medien.

6 Poetische Therapeutik

Zu Zeiten eines Berthold von Regensburg, eines Meister Eckhart, eines Martin Luther, eines Abraham a Santa Clara, eines Schleiermacher hat sich zumal die deutsche Sprache am Sprechen der Prediger gleichsam semantisch und poetisch aufgeladen. Vielleicht besteht heute ein umgekehrter Zusammenhang: dass die Sprache der Verkündigung, will sie überhaupt noch im Rauschen der Kommunikationen vernommen werden, am Granit großer Poesie geschliffen wird. Um nicht missverstanden zu werden: Es geht nicht darum, dass

Predigende aus Gedichten oder Romanen zitieren. Stattdessen müssen sie sich selbst der Imaginationskraft großer Poesie in Prosa und Lyrik aussetzen, um wieder zu lernen, aus ihrem eigenen kreativen Zentrum heraus urpersönlich zu formulieren.

Der Absichtslosigkeit, die zu einem solchen Sich-Anvertrauen an die Sprache eines anderen gehört, kommt entgegen, wenn Theologinnen und Theologen nicht nur und nicht einmal zuerst zu Werken greifen, die thematisch der christlichen Bilder- und Gedankenwelt zugehören. Denn es tut denen, die oft von Gott und den großen Dingen zu sprechen haben, gut, sich von Dichterinnen und Dichtern weit in die „Welt“ und vor allem zu den kleinen Dingen mitnehmen zu lassen. Schon in den Büchern Christine Lavants geschieht das oder bei Richard Exner trotz der unmittelbaren Präsenz christlicher Kennmale. Noch mehr von der Wirklichkeitsdichte werktäglicher Szenen und selbst scheinbar banaler Beobachtungen vermitteln etwa die Prosa-Miniaturen einer Sarah Kirsch, die Erzählungen Abraham Sutzkevers, des wohl bedeutendsten jiddischen Dichters unserer Epoche, oder viele Werke von Botho Strauß und Peter Handke. Eine Verdichtung von Wirklichkeit in Versform bis dahin, dass sie in Wahrheit einer Neuschaffung von Wirklichkeit gleichkommt – bald tröstend, bald verstörend, je nachdem –, hat sich Jan Skacel abgerungen. Die kongeniale Übertragung vieler seiner Gedichte vom Tschechischen ins Deutsche durch seinen Kollegen und Freund Reiner Kunze muss als poetischer Glücksfall gelten.

Andere Dichter wären zu nennen – und nicht einmal wenige –, deren Werke ähnliche Aufmerksamkeit verdienen. Auch habe ich mich bei den eben genannten Beispielen auf zeitgenössische Autorinnen und Autoren beschränkt. Selbstredend haben uns die Klassiker von Homer über Dante bis Lessing, Hölderlin und Heine nicht weniger zu lehren. Gleichwohl, scheint mir, führt die Dichtung der jüngsten Vergangenheit wie der Gegenwart ein unverdientes Schattendasein. Am allerwenigsten können diejenigen, die wie u. a. die Predigenden ihr Ohr an der Sprache ihrer Zeit haben müssen, um selbst so sprechen zu lernen, dass sie verstanden werden, darauf verzichten, der Sprache der Poesie von heute nachzulauschen.

Wer immer die Geduld aufbringt, Dichterinnen und Dichtern zuzuhören, wird verändert durch die Sprache, die sie sprechen. Ich sehe sieben Momente solcher Verwandlung, die unmittelbar den Dienst der Predigt betreffen (und alle ließen sich an poetischen Beispielen der Gegenwart exemplifizieren): (a) Mediale Askese, (b) Prägnanz der Motive, (c) Welthaltigkeit, (d) Sprachgenauigkeit, (e) Behutsamkeit, (f) Metaphorisierung der Sprache, (g) Einübung ins Schweigen.¹⁷

Nur diesen letzten Punkt möchte ich abschließend etwas ausfalten, weil er mir besonders wichtig erscheint: Heinrich Schlier schrieb einmal, die Stille vor dem Wort sei der „Mutterschoß des Wortes, der es lange trägt, um es zu gebären“¹⁸. Ich möchte hinzufügen: Das Wort muss auch

¹⁷ Vgl. dazu ausführlich *Klaus Müller*, Homilie und Poesie. Über ein enges, aber nicht immer einfaches Verwandtschaftsverhältnis, in: *Theologie und Glaube* 85 (1995), 64–79.

¹⁸ *Heinrich Schlier*, Verkündigung und Sprache, in: *ders.*, Der Geist und die Kirche. Exegetische Aufsätze und Vorträge. Bd. 4, hg. v. *Veronika Kubina* und *Karl Lehmann*. Mit einem Geleitwort von *Joseph Ratzinger*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 1980, 3–19, hier 17.

wieder in Stille münden, um es selbst sein zu können. Stille ist so etwas wie Fassung des Wortes, die allererst seine Gestalt und seinen Wert zur Geltung kommen lässt. In besonderem Maß gilt das für den öffentlichen Umgang mit den großen Worten des Glaubens in der Predigt. „Wer nicht zu schweigen gelernt hat, darf eigentlich nicht von Gott sprechen.“¹⁹ Selbstverständlich ist den Predigenden aufgetragen, Gottes Wort weiterzusagen und auszulegen, also zu reden. Doch auch schweigend sagen sie etwas, sagen sie vielleicht sogar das Wichtigere: Schweigend deuten sie stumm auf den Raum, aus dem das Wort kommt. Solche Einübung ins beredte Schweigen fällt in einer Epoche, in der „Kommunikation“ als Zauberwort und „kommunikativ“ als Kompliment gilt, nicht leicht. Gerade Werke der Dichtung aber vermögen mit der Dialektik von Wort und Schweigen vertraut zu machen, weil eines ihrer verblüffendsten Vermögen darin besteht, das eigene Sprechen im Vollzug der Äußerung sozusagen durchzustreichen, ohne einem performativen Selbstwiderspruch zu verfallen. Auch die Mystik aller Religionen und Zeiten kennt diese sprachliche Gegenwärtigkeit, um jene Erfahrung zu bezeugen, vor der die Worte versagen.

7 Und dennoch: Bilder auch

Gegen die vorausgehend vorgetragene Kritik der Bilderinflation bleibt allerdings

festzuhalten, dass Bildern eine ganz eigene Dignität in religiöser Kommunikation zuzuerkennen bleibt. Wie das konkret aussieht, ließe sich vielleicht nicht zuletzt von dem lange für Benetton arbeitenden Fotografen Oliviero Toscani lernen. Skandal machte Toscani eigentlich immer, und eine gewisse Zeit erweckte er auch durchaus den Eindruck, dass es ihm nur eben darum ginge, etwa bei der Kampagne für die „Jesus-Jeans“ in den 1970er-Jahren, bei der er aufreizende Fotos mit biblischen Kernsätzen verknüpfte (etwa „Wer mich liebt, folge mir nach“ – geschrieben auf ultrakurze Jeans, die sich über ein weibliches Gesäß spannen).²⁰ Später kamen die weltweiten Kampagnen u. a. mit einem ölverschmierten Seevogel, einem erschossenen Mafia-Opfer, einem blutdurchtränkten Soldatenhemd mit Einschussloch aus dem Kosovo-Krieg, einem sterbenden Aidskranken in den letzten Lebensmomenten oder einem Neugeborenen, das blutverschmiert noch an der Nabelschnur hängt.²¹ Alle diese Bilder – Werbeplakate – mit dem oft unscheinbar kleinen Logo „United Colors of Benetton“ versehen – entfachten heftigste Debatten. In ihrem Verlauf vermochte Toscani gegen den anfänglichen, auch von ihm selbst genährten Verdacht, das Elend der Welt in den Dienst von Pullover-Marketing zu stellen,²² zu entkräften. Der Journalist und Schriftsteller Contardo Calligaris hat Toscanis entscheidende Überlegungen in den Gedanken gefasst, er bringe humanes Gedankengut unter

¹⁹ Franz Kamphaus, Schwerpunkte der Predigtausbildung, in: IKZ 11 (1982), 113–122, hier 122.

²⁰ Vgl. dazu Oliviero Toscani, Die Werbung ist ein lächelndes Aas. Deutsch von Barbara Neeb, Frankfurt a. M. 1997, 135–138. – Bildbeleg etwa in Thomas Hüetlin, Sei ein Genie, bitte!, in: SPIEGELreporter 04/2000, 118–123, hier 123.

²¹ Vgl. die Bildbelege und Toscanis Kommentare in Oliviero Toscani, Die Werbung ist ein lächelndes Aas (s. Anm. 20).

²² Vgl. dazu: Darf man mit diesem Photo für Pullover werben? Für das SZ-Magazin diskutieren: Kulturphilosoph Neil Postman und Oliviero Toscani, Erfinder der umstrittensten Anzeigen-

ausdrücklicher Anerkennung der Macht des Marktes, aber *zugleich* deren Nutzung dadurch zur Geltung, dass er beweise, wie man auf der mit Abstand größten Kommunikationsfläche der Welt von heute – der Werbung – „auch etwas anderes vermitteln kann als diese Schmierenkomödien vom Glück“²³, die Toscani selbst aufs Drastischste zu beschreiben weiß²⁴ und mit seinen Bildern zu entlarven sucht. Andere Kampagnen bestätigten diese Lesart: Im Januar 2000 brachte Toscani – plakatiert etwa an Bushaltestellen – Porträt-Fotos von in Amerika zum Tode verurteilten und in ih-

ren Zellen auf die Hinrichtung wartenden Straftätern mit dem schrägen Schriftbalken „Sentenced to death“.²⁵ In der Tat ist, wie ein Rezensent vermerkte, die Absurdität der Todesstrafe noch nie so eindringlich dargestellt worden als dadurch, dass überlebens(!)große Bilder von Menschen (wie du und ich) plakatiert werden, deren Bild mit Berufung auf Recht und Gesetz für immer ausgelöscht werden soll.²⁶ Später folgte eine Fotostrecke, in der Toscani dreiundzwanzig Knochenschwundkranke nackt fotografiert hat, um mit diesen Aktfotos ein Aufklärungsprogramm zum Thema Osteoporose zu begleiten. Seine Begründung für dieses Engagement: Nur Dummköpfe hielten ausschließlich gesunde und junge Körper für schön. Er wolle mit seinen Bildern die Lüge bekämpfen, die falschen Bilder.²⁷

Von letzterem Motiv her kann nicht überraschen, dass Toscani – ungeachtet seiner erklärten Distanz zu Kirchlichem und zu Glaube überhaupt²⁸ – nicht nur seine biografische Prägung durch das Symbolrepertoire der christlichen Tradition erinnert²⁹ und den Mainstream der Werbung deren stümperhaften Kopie bezichtigt (die Models als Heilige Jungfrauen unter Ausblendung des „Rests“ von Kreuzweg, Schmerz und Erlösung). Er bezeichnet seine „Skandal“-Kampagnen wie die mit dem

Weiterführende Literatur:

Klaus Müller, Endlich unsterblich. Zwischen Körperkult und Cyberworld, Kevelaer 2011. Ausführliche Erläuterung, wie die Neuen Medien klassische Themen der Theologie neu zur Debatte stellen und besonders die Anthropologie ins Zentrum kritischer Diskurse ziehen.

Gebhard Fürst (Hg.); Katholisches Medienhandbuch. Fakten – Praxis – Perspektiven, Kevelaer 2013. Eine multiperspektive Übersicht zum Thema „Medientheorie“ und „Medienpraxis“ aus katholischer Sicht. Äußerst hilfreich für weiter ausgreifende Recherchen.

kampagne der Welt, in: SZ-Magazin, Nr. 41, vom 09.10.1992, 38–46. Vgl. etwa auch meine Kritik von 1994 in Klaus Müller, Homiletik. Ein Handbuch für kritische Zeiten, Regensburg 1994, 185–186.

²³ Contardo Calligaris zit. nach *Oliviero Toscani*, Die Werbung ist ein lächelndes Aas (s. Anm. 20), 188; vgl. ebd., 187 f.

²⁴ Vgl. bes. *Oliviero Toscani*, Die Werbung ist ein lächelndes Aas (s. Anm. 20), 9–37.

²⁵ Bildbelege vgl. in *Thomas Hüetlin*, Sei ein Genie, bitte! (s. Anm. 20), 119.

²⁶ Vgl. *Henning Klöver*, Bilder eines radikalen Innenseiters, in: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 41, 19./20.02.2000. SZ am Wochenende, II.

²⁷ Vgl. ebd.

²⁸ Vgl. „Ich kann nur an mich glauben.“ *Oliviero Toscani* im Gespräch mit Rainer Schmidt und Hermann Vaske, in: *SPIEGELreporter* 04/2000, 124–127, hier 127.

Aidskranken und dem blutverschmier-ten Säugling als an Hauswände gebrachte „moderne Ikonen“³⁰, sieht in Letzterer eine neue Variante von Weihnachtsbild (gegen die pausbäckigen Babys mit dümmlicher Windelwerbung in den Sprechblasen)³¹, in Ersterer „wahrhaftig eine Pietà“³². Was macht diese Bilder zu Wahrheitsinstanzen gegen die „falschen Bilder“? Toscani im Originalton:

„Die Jesus-Geschichte beschönigte weder die Leiden noch die Gewalt in der Welt. Sie machte keine Konzessionen an das Sicherheitsbedürfnis ihres Publikums. Sie lancierte die erste große organisierte Kampagne der Geschichte, und dabei wurde eben nicht auf sofortigen Gewinn abgezielt, und es wurden auch nicht die Qualitäten des Produktes direkt angepriesen: das Reich Gottes [...]. Sie erzählt uns von der Erlösung und der ewigen Glückseligkeit und verheißt uns dies durch einen gekreuzigten Mann im blutigen Lendentuch, nicht durch Claudia Schiffer im Chanel-Höschen. Und diese Kampagne ist seit zwei Jahrtausenden Teil der kollektiven Vorstellungswelt.“³³

Als eine Art Gegenprobe auf Toscanis Thesen ließe sich im Übrigen die Weise lesen, wie das lange Sterben Johannes Paul II. und dann sein Begräbnis öffentlich wahrgenommen und erlebt wurden. Natürlich

handelte es sich auch dabei weitreichend um ein medial formatiertes Geschehen: der von der Krankheit schwerst Gezeichnete bei offiziellen Auftritten, die letzten öffentlichen Gesten des Moribunden – von ihm selbst zweifelsfrei so gewollt – und dann natürlich das Requiem auf dem Petersplatz. Aber die Inszenierung war absolut authentisch, würdig und darum buchstäblich global glaubwürdig. Sie speiste sich mit ihrer ikonischen Anerkennung des Endlichen aus dem inkarnatorischen Glutstrom, der im Wurzelgeflecht des Christentums zirkuliert, und hat darum ersichtlich mühelos der kritischen Prüfung der medial hoch kompetenten jungen Generation Stand gehalten, hat die Konkurrenz mit der Welt der Videoclips aufnehmen können.

Der Autor: Klaus Müller, geb. 1955 in Regensburg, Studium der Katholischen Theologie und der Philosophie in Regensburg, Rom, München und Freiburg, 1982 Dr. phil., zwölf Jahre Tätigkeit in Gemeinde und JVA-Seelsorge, 1994 Dr. theol. habil; seit 1996 Professor und Direktor des Seminars für Philosophische Grundfragen der Theologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster; Publikationen: *Homiletik*, Regensburg 1994; *Glauben – Fragen – Denken. Bde. 1–3*, Münster 2006–2010. – *Dem Glauben nachdenken*, Münster 2010.

²⁹ Vgl. *Oliviero Toscani*, Die Werbung ist ein lächelndes Aas (s. Anm. 20), 133–134.

³⁰ Ebd., 55.

³¹ Vgl. ebd., 53.

³² Ebd., 58.

³³ Ebd., 131 f.